



Georg und Hildegard Börner

* 4. April 1900 in Nürnberg, † 2. August 1980 in Simmelsdorf; verh. seit 1928 mit Hildegard Dorothea, geb. Eisner (* 2. Mai 1897 in Marburg, † 4. September 1979 in Bensheim); eine Pfliegerochter.

1920–1924 Theologiestudium in Marburg, Berlin, Erlangen; 1924–1927 kirchliche Ausbildung; 7. Dezember 1924 Ordination in Bayreuth; 1. Februar 1927 Stadtvikar in Neustadt bei Coburg, 1. November 1930–1. Januar 1968 Pfarrer in St. Helena-Großengsee, Dekanat Gräfenberg; 1968 Ruhestand in Simmelsdorf.

Georg Börner war seit 1. November 1930 Pfarrer in St. Helena-Großengsee. Am 15. April 1928 hatte er, damals noch Vikar in Neustadt, die Fürsorgeschwester Hildegard Eisner geheiratet, die er 1920 kennengelernt hatte. Sie stammte aus der ersten Ehe von Kurt Eisner (1867–1919), dem ersten Ministerpräsidenten Bayerns, der in der Nacht zum 8. November 1918 den Freistaat Bayern ausgerufen hatte und am 21. Februar 1919 vom rechtsradikalen Jurastudenten Anton Graf von Arco auf Valley ermordet wurde. Der USPD-Abgeordnete war jüdischer Dissident, daher galt seine Tochter, die sich am 14. Oktober 1918 hatte taufen lassen, nach den »Nürnberger Gesetzen« als »Mischung ersten Grades«.

Als Pazifist, Revolutionär und vermeintlicher »Ostjude« war Eisner seit 1918 der nationalen Rechten besonders verhasst. Im September 1933 skandalisierte das Hetzblatt »Der Stürmer« die Ehe der Börners. Börner habe seine Schwiegermutter Elisabeth Eisner nicht bei sich aufnehmen wollen, nachdem der NS-Staat ihr die Wohlfahrtsunterstützung verweigert habe. Dabei seien dem Pfarrer bei seiner Eheschließung Schwiegermutter und Schwiegervater noch recht gewesen – »[o]bwohl dieser ein pfundiger galizischer Jude war«. Tatsächlich war Eisner gebürtiger Berliner und seine Vorfahren stammten aus Mähren. Börner hatte den Vater seiner Braut nie kennengelernt, schon vor 1933 mit NSDAP und Deutschen Christen sympathisiert und war beiden Organisationen wohl nur wegen der väterlichen Herkunft seiner Frau nicht beigetreten. Dem »Stürmer« galt Eisner als »[d]er größte Schurke, der je deutschen Boden beschmutzte« und Hauptverantwortlicher für die Alleinschulderklärung, mit der der Versailler Vertrag »über Deutschland namenloses Elend brachte«. Geheuchelte Bewunderung äußerte der »Stürmer« für die Kirchengemeinde, die einen »Pfarrherrn« dulde, »der mit der Tochter eines der größten Staatsverbrecher und Landesverräter des deutschen Volkes« verheiratet sei und eine »Frau im Pfarrhof« habe, »die Judenblut in ihren Adern trägt« (Nr. 36 vom September 1933).

Wegen der Hetze im »Stürmer« erwoog Börner, sich vorzeitig in den Ruhestand versetzen zu lassen und zu emigrieren. Diese Gedanken verwarf er jedoch und blieb in seiner Gemeinde, nachdem sich Ende Oktober 1933 Gemeinderat, Kirchenvorstand und NSDAP-Ortsgruppenleiter von Großengsee hinter ihn stellten. Die Kirchenleitung betonte zudem, dass der Arierparagraph nicht auf die Geistlichen angewendet werde. Weil Börner der NSDAP nahe stand, galt er am Ort »als treuer Kämpfer für das neue Deutschland«, der »unsern Führer Adolf Hitler mit allen Mitteln« unterstützte (Töllner, Frage, 337).

Seit 1936 nahmen eine Reihe von NS-Propagandisten Börners Ehe mit einer Eisner-Tochter als Beleg für ihre Behauptung, die Bekennende Kirche sei mit dem Judentum verwoben und illoyal gegenüber dem NS-Staat. Börner galt ihnen dabei als »Bekenntnispfarrer«, obwohl dieser sich erst im Jahr 1936 endgültig von den Deutschen Christen löste. Im Juli 1937 bezog sich das SS-Organ »Das Schwarze Korps« auf die Ehe der Börners. Es polemisierte gegen die Judenmission, insbesondere gegen ein entsprechendes Plädoyer des bayerischen Landesbischofs Hans Meiser von 1926, das die NS-Presse zwei Jahre zuvor aufgegriffen hatte. Das Blatt gab vor, von der »Bekenntniskirche« ein »Bekenntnis« zum NS-Staat zu erwarten. In deren Reihen befände sich eine »wohlbestallte Pfarrfrau«, die »nicht nur eine Jüdin, sondern auch noch die Tochter des berühmtesten Landesverräter Deutschlands« sei, der die »Lüge von der alleinigen Schuld Deutschlands am Weltkriege« verbreitet und gewinnträchtig ausgeschlachtet habe. Das »Schwarze Korps« legte die Vermutung nahe, Börner habe aus Gier nach dem »Geld eines Hochverräter« geheiratet, das dieser »durch Spionage für den Feind, durch Inszenierung von Streiks in den heikelsten Stunden des Krieges, die Tausenden von unseren Soldaten das Leben kostete, verdient hat« (»Das Schwarze Korps«, Folge 28 vom 15. Juli 1937).

Eine Wende trat für das Ehepaar Börner mit dem bayerischen Schulaufsichtsgesetz vom 14. März 1938 ein, aufgrund dessen Geistliche, die selbst oder deren Ehegatten »nicht deutschen oder artverwandten Blutes« waren, ab 1. Januar 1939 keinen Religionsunterricht an staatlichen Volksschulen mehr erteilen durften. Börner bemühte sich daraufhin um die Emigration in die USA. Auch dieser Plan scheiterte, zuerst an einer fehlenden Ausreisegenehmigung und zuletzt am Ausbruch des Krieges. Die Kirchenleitung, die den Konflikt mit dem Staat scheute, forderte Börner auf, freiwillig auf die Erteilung des Religionsunterrichts zu verzichten, was dieser ablehnte. Während des Krieges setzte sich der NSDAP-Ortsgruppenleiter, der auch Kirchenvorsteher war, bei Landesbischof Meiser dafür ein, dass Börner angesichts des kriegsbedingten Personal mangels weiter Religionsunterricht erteilen durfte. Mit einer Sondergenehmigung des Regierungspräsidenten konnte Börner bis zum Ende des Krieges in seiner Pfarrei den gesamten Dienst ausüben. Georg Börner blieb in Großengsee bis zum Ruhestand am 1. Januar 1968.

Axel Töllner



Bernhard und Emmy Bothmann

* 5. Juni 1884 in Hamburg, † 19. Januar 1952 in Wandsbek, verh. mit Emmy, geb. Cohn, zwei Töchter, ein Sohn. Studium der Evangelischen Theologie in Rostock, Erlangen (SS 1910) und Leipzig bis 1911; 1914–1917 Pastor in Westerhever, 1917–1925 in Kiel-Hassee, 1925–1939 in Wandsbek; 1939 Entlassung, ab da vom Hamburger Landesbischof Tügel vermittelte kirchliche Vertretungen; 1945–1952 wieder Pfarrer in Wandsbek.

■ Bernhard Bothmann wurde am 5. Juni 1884 in Hamburg geboren und wuchs in Wandsbek auf, wo er das Matthias-Claudius-Gymnasium besuchte. Sein Vater war Schriftsetzer, der es später zum Druckereibesitzer brachte. Bernhard Bothmann studierte bis 1911 Evangelische Theologie in Rostock, Erlangen und Leipzig. Am 4. März 1913 legte er die Zweite Theologische Prüfung in Hamburg ab und heiratete drei Wochen später seine Jugendliebe, die Lehrerin Emmy Cohn, Tochter des Bankkaufmanns Julius Cohn und seiner Frau Ida, eine gebürtige Jüdin, die mit ihren Geschwistern 1897 in Oldesloe getauft worden war. 1914 wurde er zum Pastor von Westerhever, 1917 zum Pastor von St. Michaelis in Kiel-Hassee und 1925 zum Pastor an der Kreuzkirche in Wandsbek für den Bezirk Hinschenfelde berufen. Dem Ehepaar wurden drei Kinder geschenkt: 1915 die Tochter Ingeborg, 1918 die Tochter Ruth und 1920 der Sohn Heinz. Mit den Nürnberger Gesetzen wurde das Ehepaar zur »Mischehe« erklärt. Die Tochter Ingeborg sagte später zu ihren Kindern, bis zum Dritten Reich habe sie nie etwas von Juden gehört. »Es hieß, die Juden wären an der Misere Deutschlands schuld. Wir glaubten damals, für uns und unsere Verwandten gelte das nicht.«

Bothmanns Vorgesetzter, der Stormarer Propst Gustav Dührkop, ein Anhänger der »Nationalkirchlichen Einung«, die die Judenpolitik des Nationalsozialismus radikal bejahte, forderte Bothmann nach dem Pogrom vom 9. November 1938 auf, sich von seiner Frau zu trennen. Da er sich weigerte, führte dies am 13. März 1939 zu seiner Versetzung in den Ruhestand durch die schleswig-holsteinische Landeskirche. Ein evangelischer Pfarrer, der mit einer »Volljüdin« verheiratet sei, könne nicht mehr »auf einer öffentlichen Kanzel zu deutschen Volksgenossen« sprechen. »P. Bothmann muss das selbstverständliche Opfer der Aufgabe seines Amtes bringen.« Doch der Hamburger (nationalsozialistische) Landesbischof Franz Tügel, ein alter Schul- und Studienfreund von Bothmann, bot ihm eine weitere Beschäftigung in der benach-

barten Landeskirche an, in Gestalt von Vertretungen 1939/40 in Hamburger Kirchengemeinden und im Friedhofsdienst sowie 1941/1942 als Vertretungen in Hamburg-Winterhude. Denunziationen Propst Dührkops verhinderten eine feste Anstellung und führten schließlich auch in Hamburg zum Berufsverbot. 1942 wurde Bothmanns Ehefrau Emmy per Erlass als »Nichtarierin« aus der schleswig-holsteinischen Landeskirche ausgeschlossen. 1943 wurde die Familie in Hamburg ausgebombt. Sie musste ein Notquartier in Hollenstedt (Niedersachsen) beziehen.

Die zweitälteste Tochter Ruth erinnerte sich um 1990: »Zum Abitur wurden wir »Halbjuden« nicht zugelassen. Schon in der Schule fingen die Verfolgungen an. Von meinem damaligen Rektor wurde ich bei einer Gelegenheit als das Judenweib beschimpft. [...] Unter dem Schatten dieser neuen politischen Entwicklung wuchs ich heran und lernte meinen ersten Freund kennen. Es war eine sehr schöne Zeit, aber Ausgehen, Tanzen und Theater haben wir aufgrund meiner Abstammung nicht gekannt.«

Als die älteste Tochter Ingeborg 1939 heiraten wollte, wurde ihr nach zweijähriger Wartezeit die erforderliche Sondergenehmigung zur Heirat als »Halbjüdin« verweigert. Als die beiden dennoch zusammenkamen und Kinder bekamen, verbot die Gestapo nach der Geburt des dritten Kindes dem »arischen« Bräutigam den Kontakt zu seiner Frau und den Kindern. Erst im Juni 1945 konnten sie standesamtlich heiraten und der Vater das Brautpaar kirchlich trauen.

Die Verwandten von Emmy Bothmann wurden deportiert und in den KZs Riga, Auschwitz und Stutthof ermordet. Nur ihre Mutter, Ida Cohn, starb 1942 eines natürlichen Todes in Hamburg. Bei ihrer Beerdigung wurde der Familie die Benutzung der Friedhofskapelle verboten. Sie selbst war als in einer »privilegierten Mischehe« lebend vor dem Schlimmsten bewahrt. Doch im März 1945 wurde auch sie verhaftet, kam aber im April wieder frei. Nach dem Ende der Naziherrschaft konnte Bernhard Bothmann im November 1945 wieder in seine Gemeinde in Wandsbek zurückkehren. Er starb dort am 19. Januar 1952 nach langer Krankheit.

Ein halbes Jahrhundert lang versäumte seine Kirche es, gegenüber Pastor Bothmann und seiner Familie ihr Bedauern auszusprechen und sie um Entschuldigung zu bitten. Erst am 30. Juni 2002 wurde an der Kreuzkirche in Wandsbek eine Gedenktafel für Bernhard Bothmann angebracht, auf der zu lesen ist: »Erst im Jahr 2001 bekannte sich die Kirche zu ihrer Schuld an der Familie Bothmann. Wir, der Kirchenkreisvorstand, die Kirchenkreissynode Stormarn und die Synode der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche, bedauern zutiefst das Leid, das Familie Bothmann durch unsere Kirche zugefügt wurde.«

Eberhard Röhm



Johannes und Elsa Brückner

* 10. April 1882 in Görlitz, † 15. August 1957 in Görlitz; verh. seit 1908 mit Elsa, geb. Bick (1884–1972); ein Sohn.

1905–1907 Bibelschule St. Chrischona (Schweiz); 1907–1913 Prediger in Schweidnitz, Brieg und Wetter/Ruhr; 1913–1923 Pastor in Hagen/Gevelsberg, 1923–1929 in Varel, 1929–1935 in Chemnitz; 1935–1942 in Potsdam, 1942–1945 in Lauban/Schlesien, 1945–1953 in Görlitz.

Johannes Brückner war Baptistenpastor. Er studierte an der Bibelschule St. Chrischona in der Schweiz und war anschließend im Gemeindedienst im Bund Freier evangelischer Gemeinden in Schweidnitz, Brieg und Wetter/Ruhr tätig. Von 1913 bis 1923 betreute er als Pastor die Baptistengemeinde Hagen/Gevelsberg, von 1923 bis 1929 die Baptistengemeinde in Varel, von 1929 bis 1935 die Baptistengemeinde in Chemnitz. Im ersten Jahresbericht in Chemnitz schrieb Brückner 1929: »Die Judenmissionsarbeit, ein so wichtiger, aber oft vernachlässigter Dienst, ist begonnen und soll noch mehr ausgebaut werden. ›Gedenkt Israels!«

Zu Beginn des »Dritten Reiches« bekannte er sich offen zu seiner kritischen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus, wodurch er in Konflikte mit einigen nationalsozialistisch gesinnten Gemeindemitgliedern in Chemnitz geriet.

Die Situation wurde dadurch verschärft, dass er am 24. März 1908 Elsa Bick aus Görlitz geheiratet hatte, deren Vater, David Adolf Bick, vom Judentum zum Christentum konvertiert war. Obwohl Elsa Brückner in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen war, galt sie für die Nazis als »Halbjüdin«. Im Oktober 1933 denunzierte ein Gemeindemitglied in einem Offenen Brief Johannes Brückner wegen seiner politischen Positionen und forderte von der sächsischen Regierung seine Amtsenthebung wegen seiner Ehe mit einer »Halbjüdin«. Aufgrund der Anzeige wurde Brückner mehrfach von der Gestapo verhört, seine Wohnung wurde durchsucht. Es kam zur Auseinandersetzung in der Gemeinde. Der Gemeindevorstand bezeichnete die Anzeige des betreffenden Gemeindegliedes als »schwere Sünde gegen die Bruderschaft« und beantragte den Ausschluss der Gegner von Brückner aus der Gemeinde. Diesem Antrag stimmte die Mehrheit der Gemeindeversammlung zu. Die Denunzianten hätten sich »vom Boden des Wortes Gottes derart entfernt, dass sie innerlich bereits außerhalb jeder Verbindung mit Jesus und wahren Gotteskindern stehen«. Paul

Schmidt (Bundeshaus der Baptisten) empfahl Johannes Brückner, sich von seiner Ehefrau zu trennen, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Das lehnte Brückner jedoch als Pastor und gläubiger Christ aus ethischen Gründen ab. Weil die Agitation gegen ihn und seine Familie anhielt, empfahl die sächsische Regierung ihm den Ortswechsel, um eine »diffamierende Ausweisung aus Sachsen zu vermeiden«.

Im Februar 1935 verließ Brückner Chemnitz und wurde Pastor der Baptistengemeinde in Potsdam. Von 1942 bis 1945 war er Pastor in Lauban/Schlesien und von 1945 bis 1953 in der Baptistengemeinde seiner Heimatstadt Görlitz. Hier wurde er auch Leiter der Evangelischen Allianz. Nach dem Tod ihres Mannes zog Elsa Brückner 1962 nach Weltersbach, wo sie am 25. November 1972 starb.

Andrea Strübind / Roland Fleischer



Wolfgang Caffier

* 10. März 1919 in Leipzig, † 4. August 2004 in Dresden; verh. seit 1947 mit Inge-
traut, geb. Fritzsche (1925–1989); drei Söhne.

1939–1943 Theologiestudium in Leipzig; 1943 Erste Theologische Prüfung in
München; 1943 Vikar in Kassel; 1944–1946 Vikar in Lobetal; 1946 Zweite Theolo-
gische Prüfung und Ordination in Berlin, 1946 Pfarrvikar/1947 Pfarrer in Leipzig,
1949 in Liebenau, 1954 in Weixdorf bei Dresden; 1958–1961 Leiter des Bundes
evangelischer Pfarrer in der DDR; 1967 Ruhestand.

Wolfgang Caffier wuchs in Leipzig als Sohn des Kaufmanns Alfred Caf-
fier und seiner Frau Johanna, geb. Pawel, auf. Wegen seiner jüdischen Mutter
galt er in der NS-Zeit als »Mischling ersten Grades«. 1933 trat sein Vater wie-
der in die Kirche ein, Mutter und Schwester ließen sich taufen. Wolfgang wur-
de 1934 getauft und konfirmiert. Der Gemeindepfarrer Hans Günther war der
Familie in der schwierigen Situation der gesellschaftlichen Ächtung ein treuer
Seelsorger und Helfer. In Leipzig besuchte Wolfgang von 1929 bis 1939 das hu-
manistische König-Albert-Gymnasium. Seine Lehrer bemühten sich, die ange-
ordnete Zurücksetzung des »Halbjuden« durch kleine Gesten abzumildern. Die
Eltern wurden 1935 und Wolfgang 1937 Mitglieder der Bekennenden Kirche.
Als Helfer der Bekennenden Kirche verteilte er Flugblätter und andere Schriften.
Obwohl er gern Lehrer für Deutsch und alte Sprachen geworden wäre, ent-
schied er sich – auch nach einem Gespräch mit Friedrich von Bodelschwingh in
Bethel – für den kirchlichen Dienst.

Im Herbst 1939 begann Caffier in Leipzig Theologie zu studieren. Weil
er auch nach einem Gespräch mit dem Rektor Prof. Helmut Berve nicht bereit
war, sich freiwillig zu exmatrikulieren, wurde seine Exmatrikulation durch das
Reichsministerium für Wissenschaft im Mai 1940 verfügt. Der Leipziger BK-
Pfarrer Walther Böhme, Vertrauensmann des »Büro Pfarrer Grüber«, riet ihm,
das »Büro Pfarrer Grüber« und den schwedischen Gesandtschaftspfarrer Birger
Forell in Berlin aufzusuchen. Forell machte ihm keine Hoffnung auf eine Aus-
wanderung nach Schweden. Der Dresdner BK-Pfarrer Karl Fischer, der sich für
die jungen Theologen einsetzte, ermutigte Caffier, seinen Weg unbeirrt fortzu-
setzen, und sagte die Unterstützung durch die Bekennende Kirche zu. Caffier
erhielt von ihr ein Stipendium. Als Gasthörer setzte er das Studium bis 1943
fort. Er nahm an der BK-Studentengemeinde, einem Missionsarbeitskreis und
den Zusammenkünften der dahlemitischen Richtung innerhalb der Bekennen-
den Kirche im Freistaat Sachsen teil. Hier fand er Unterstützung und Heimat.

1943 legte Caffier das Erste Theologische Examen in der »intakten« lutheri-
schen Landeskirche in Bayern ab. Das Prediger-Colleg in Leipzig, das er wieder-
um nur als Gast besuchen konnte, musste er nach sechs Wochen verlassen, da
ihm die Gestapo jede kirchliche Tätigkeit verbot. Die angeordnete Zwangsarbeit
in einer Munitionsfabrik konnte er aus gesundheitlichen Gründen nicht leisten.
Im Herbst 1943 wurde er Lehrvikar von Pfarrer Erich Stange an der Karlskirche
in Kassel. Als ein NS-Offizier erfuhr, dass der »jüdisch-bolschewistische Un-
termensch« Caffier Religionsunterricht erteilte, musste er untertauchen und
kam am 1. August 1944 zu Pastor Paul Braune, dem Leiter der Hoffnungstaler
Anstalten in Lobetal. Als Vikar predigte Caffier regelmäßig in den Gottesdiens-
ten der Haupt- und Nebenanstalten, hielt Andachten und Bibelstunden und
sammelte die männliche Jugend. Er besaß ein großes theologisches Wissen und
hielt anregende Vorträge.

Am 8. Januar 1945 wurde er in Potsdam von der Gestapo verhört. Die
Einberufung zur Organisation Todt im Februar konnte Braune abwenden. Die
Deportation von Caffiers Mutter nach Theresienstadt wurde in letzter Minute
verschoben. Seine Bitte, ohne Zweites Examen ordiniert zu werden, lehnte Otto
Dibelius ab. Caffier litt in diesen Monaten unter Depressionen: Würde er das
Ende des »Dritten Reiches« noch erleben? Am 21. April 1945 befreite die Rote
Armee Lobetal. Caffier blieb noch über ein Jahr dort, legte das Zweite Theolo-
gische Examen in Berlin ab und wurde am 30. Juni 1946 durch Otto Dibelius,
mittlerweile Bischof von Berlin-Brandenburg, ordiniert. Im Laufe des Jahres
1946 kehrte er nach Leipzig zurück, wurde zunächst Pfarrvikar und seit 1947
Pfarrer an der Erlöserkirche in Leipzig-Thonberg. Im April 1948 gehörte Caffier
zu den Unterzeichnern eines Antrages an die sächsische Landessynode für ein
Wort zur Schuld an den Juden. Einen zweiten Antrag legte der Neutestamentler
Albrecht Oepke vor, der dann auch beschlossen wurde.

Caffiers staatsloyale Haltung in der DDR führte zu einer Selbstisolation
innerhalb der Pfarrerschaft und Gemeinde. 1949 wurde er Pfarrer in Liebenau
und 1954 in Weixdorf. 1967 ging er aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig
in den Ruhestand. In der Folgezeit übernahm er Predigtdienste und pastorale
Aufgaben in Dresden. Für die Herrnhuter Brüder-Unität stellte er von 1970 bis
1979 die Texte für die täglichen Losungen zusammen.

Nach dem Ende der DDR 1989 trat er aus allen politischen und kirch-
lichen Vereinigungen aus. An eine Freundin schrieb er: »Der Fall des Systems,
dem ich bis zuletzt vertraute, macht Trennungen unausweichlich. Ich bin kein
Abtrünniger. Das Ideal, an das ich mit Euch gemeinsam geglaubt habe, ist
abtrünnig geworden.« 1992 gehörte Caffier zu den Mitbegründern von »HA-
TIKVA – Die Hoffnung«, einer Bildungs- und Begegnungsstätte für jüdische
Geschichte und Kultur in Dresden, deren Erster Vorsitzender er bis 1999 war.

Gerhard Lindemann / Hartmut Ludwig



Theodor Carlebach

* 12. Januar 1903 in Mannheim, † 30. August 1977 in Streetly (England); verh. mit Hilda, geb. Allen, verw. Axcell (1919–2010); eine Tochter.

1912–1917 Gymnasium Mannheim; Landwirtschaftliche Ausbildung; Jüdische Wohlfahrtsorganisation in Berlin; 1933/1934 Studium in Freiburg; 30. Juli 1934 Taufe; 1934–1937 Theologische Studien in Tübingen, Erlangen, Marburg, Wuppertal; Juli 1939 Emigration; Theologiestudium in Oxford; 1942 Ordination zum Diakon und 1943 zum Priester; 1943–1973 Reverend der Anglikanischen Kirche.

— Theodor Carlebach stammte aus einer im 19. und 20. Jahrhundert weit verzweigten, angesehenen jüdischen Familie in Deutschland. Der Großvater Ernst Carlebach (1838–1923) zog 1863 von Mannheim nach Heidelberg und gründete dort ein Buch- und Kunstantiquariat. Sein Sohn Rudolf (1870–1917) kam als Notar 1900 nach Mannheim und heiratete 1901 Lili Goldmann. Sie hatten zwei Söhne: Theodor und Alfred (geb. 4. Februar 1905). Der Vater Rudolf Carlebach verfasste mehrere Bücher zur Rechtsgeschichte. Als er 1917 starb und seine Frau in eine Heilanstalt musste, kamen die Söhne zu den Großeltern nach Heidelberg. Als Vorsitzender des Synagogenrates war Ernst Carlebach sehr einflussreich und stärkte die konservativere Richtung der allgemein liberalen Jüdischen Gemeinde Heidelbergs.

Für die Zeit von 1917 bis 1933 liegen für Theodor Carlebach nur wenige Informationen vor: Er erhielt eine landwirtschaftliche Ausbildung. Dafür hielt er sich öfter über mehrere Monate an verschiedenen Orten auf: Von Mai bis Juli 1919 war er Privatschüler Max Maiers, einem bekannten Pädagogen in Weinheim. Weitere Orte waren: Reichenau, Mohring, Straßburg, Untersiggingen und Gut Hohenhausen. Danach war er Assistent einer jüdischen Wohlfahrtsorganisation in Berlin und half gefährdeten jungen Leuten, bis die Nazis ihn daran hinderten. Durch »ein ziemlich weitgehendes autodidaktisches Studium« bereitete er sich auf die Universität vor (Brief vom 14. Juni 1934 an die Universität Tübingen). 1933/1934 studierte er in Freiburg im Breisgau.

Das Jahr 1933 brachte für die Brüder Carlebach als »Volljuden« eine tiefe Zäsur: Alfred Carlebach, der seit 1929 Jura in Berlin und Heidelberg studierte, brach das Studium im Februar 1933 ab und emigrierte 1934 nach Palästina. Theodor Carlebach wandte sich dem Christentum zu und ließ sich am 30. Juli 1934 durch Stadtpfarrer Johannes Schneider in der Eberhardskirche in Tübingen taufen. Drei Theologiestudenten waren Taufzeugen. Von 1934 bis 1937/1938 studierte er als Gasthörer evangelische Theologie: Im Sommer-

semester 1934 in Tübingen, im Wintersemester 1934/1935 in Erlangen und im Wintersemester 1935/1936 in Marburg. Im Wintersemester 1936/1937 setzte er das Studium an der illegalen Kirchlichen Hochschule der Bekennenden Kirche in Wuppertal-Elberfeld fort. Vielleicht studierte er auch nach der Schließung der Hochschule durch die Gestapo im Untergrund weiter. In seiner Freizeit half er beim Kindergottesdienst in Wuppertal – bis zum Novemberpogrom 1938.

Seit Januar 1939 bemühte sich Theodor Carlebach mit Hilfe von Pfarrer Hermann Maas in Heidelberg und dem »Büro Pfarrer Grüber« in Berlin nach England zu emigrieren. Sein Name findet sich auf zwei Listen von Theologen, die auf Einladung von Bischof George Bell nach England kommen konnten. Auf einer Liste heißt es, Pfarrer Adolf Freudenberg schlug Carlebach für die Auswanderung nach Venezuela vor, weil er eine landwirtschaftliche und theologische Ausbildung hatte und deshalb als Pfarrer und Farmer arbeiten könne. Am 21. Juli 1939 traf er in England ein.

Nach Beginn des Krieges wurde Carlebach – wie alle Deutschen – auf der Isle of Man interniert. Von 1939 bis 1942 studierte er Theologie in der Wyclif Hall in Oxford, bestand beide theologischen Prüfungen, wurde im September 1942 zum Diakon und 1943 (sic!) zum Priester in der Diözese von Southwark (London) geweiht. Von 1942 bis 1953 war er Geistlicher (Curate) in verschiedenen Gemeinden im Süden Londons: Von 1942 bis 1945 an der St. Andrews Kirche in Lambeth, von 1945 bis 1946 an der Holy Trinity Kirche in Richmond, Surrey, von 1946 bis 1949 an der St. James Kirche in West Streatham, von 1949 bis 1950 an der St. James in Gravesend/Kent, von 1950 bis 1953 an St. Paul's in Salisbury/Wiltshire. In Gravesend heiratete Theodor Carlebach die Witwe Hilda Axcell. Ihre Tochter Christine wurde 1951 geboren. Von 1953 bis 1973 war er Priester in Gemeinden der Grafschaften Derbyshire und Staffordshire (Mittelengland): von 1953 bis 1961 Vicar in Swadlincote, von 1961 bis 1970 Vicar St. Luke's in Bilston und von 1970 bis 1973 Curate St. Luke's und St. Paul's in Leek. Seine Frau Hilda half ihm bei der Gemeindearbeit. Rev. Theodor Carlebach blieb als ein ruhig wirkender Mann in Erinnerung. Im Ruhestand wohnten Carlebachs in Streetly und gehörten zur Church of the Brethren. Theodor Carlebach starb im August 1977 in Streetly.

Hartmut Ludwig



Bernhard Citron

* 21. September 1905 in Berlin, † 19. Februar 1978 in Kirkcaldy (Schottland);
verh. seit 1946 mit Elizabeth, geb. Walsh (1917–2009); zwei Kinder.
1911–1921 Gymnasium; 1921–1930 Lehre und Bankangestellter, 1930–1933
Wirtschaftsjournalist; 1933 Emigration nach Jugoslawien, 1934 nach Ungarn,
1939 nach Frankreich und Großbritannien; 1938 Konversion; 1939–1943 Theo-
logiestudium in Edinburgh; 1940–1941 interniert; 1946 Promotion; 1943–1975
Reverend in Schottland und Kanada; 1953–1955 Gastprofessor in Austin, Texas.

■ Bernhard Citron wuchs in der jüdischen, assimilierten Familie des Arztes Heinrich Citron und seiner Frau Lilli, geb. Simon, auf. Sein Bruder, Hans Citron (1900–1986), war Psychiater und in der NS-Zeit durch die Ehe mit einer Christin geschützt. Die Schwester Annemarie (1910–1943) durfte nicht mehr studieren, war Sekretärin und wurde nach Jahren der Zwangsarbeit in Auschwitz ermordet.

Nach dem Besuch des Mommsen-Gymnasiums lernte und arbeitete Citron von 1921 bis 1925 in der Bank Carl Kahn und von 1926 bis 1930 im Bankhaus der Gebrüder Veit & Co in Berlin. Seit 1920 war er im Republikanischen Jugendbund, anschließend im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold aktiv sowie Mitglied der Paneuropa-Union. Seit 1930 war er freier wirtschafts- und finanzpolitischer Kommentator für verschiedene Zeitungen und von 1931 bis 1933 Mitarbeiter der linksintellektuellen »Weltbühne«, die Carl von Ossietzky herausgab. Er setzte sich kritisch mit dem Nationalsozialismus auseinander, zuletzt im Beitrag »Hitler oder Hugenberg?« am 14. Februar 1933.

Als er am 5. Oktober 1933 von der bevorstehenden Verhaftung erfuhr, floh er nach Jugoslawien. Er sei fünfeinhalb Jahre »durch Europa gejagt worden«, schrieb er 1939. Am 31. Dezember 1934 flüchtete er nach Ungarn. Unter Pseudonym schrieb er für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften. Weil die Ungarn ihn wieder nach Deutschland abschieben wollten, flüchtete er am 10. Januar 1939 nach Frankreich. Da er weiter nach Großbritannien wollte, aber noch kein Einreisevisum hatte, wurde er vorübergehend im Gefängnis La Santé in Paris XIV inhaftiert.

Die Geschichte seiner Konversion zum Christentum begann in Budapest: In einer Herbstnacht 1937 ging er in verzweifelter Stimmung an der Donau entlang und sah ein erleuchtetes Kreuz auf einer Kirche: »Plötzlich wusste ich, dass der Weg des Kreuzes vom Tod zum Leben führt, von der Heimatlosigkeit zum Haus des Vaters, vom Terror der Sünde zur Vergebung, von Skepsis zum

Glauben« (New Birth, 124). Er erwarb eine Bibel, besuchte die Gottesdienste der Schottischen Mission in Budapest, meldete sich zum Katechismusunterricht an und wurde schließlich am 15. November 1938 in der presbyterianischen Gemeinde St. Columba's in Budapest getauft. Zentrales Thema in »I met Christ in prison« war »Gemeinschaft/Masse versus Individuum«, das ihn noch als Schottischer Pfarrer und Wissenschaftler beschäftigte: »Wollte man dieser Tage eine wahre Abhandlung zur Geschichte des jüdischen Volkes schreiben, das wie Daniel im Feuerofen gereinigt und verwandelt werden soll, man müsste eine Abhandlung verfassen des Schicksals von Millionen einzelner Seelen. Vor Gott steht jedes individuelle menschliche Wesen in seinem spirituellen Kampf als vereinzelt Individuum, vollkommen auf sich und sein eigenes, privates Schicksal gestellt.«

Im Mai 1939 emigrierte er von Frankreich nach Schottland und studierte von 1939 bis 1943 Theologie an der Faculty of Divinity New College Edinburgh. Wie andere deutsche Emigranten wurde Citron von Mai 1940 bis Mai 1941 interniert, zuletzt in Kanada. Danach nahm er das Studium wieder auf. Im April 1943 wurde er als Prediger der Church of Scotland in Edinburgh zugelassen und am 14. Juli 1944 in Bathgate ordiniert. Bis zu seiner Emeritierung war Citron Reverend der Pfarreien Harthill (1943–1944), Uphall (1945–1946), Pleasance Church in Edinburgh (1946–1952) und Pathhead Church in Kirkcaldy (1956–1975). Er förderte die ökumenische Bewegung.

Parallel zu seiner seelsorgerlichen Tätigkeit war er auch wissenschaftlich tätig. Mit der Arbeit über die evangelische Lehre von der Wiedergeburt wurde er im Juni 1946 am New College in Edinburgh zum PhD promoviert. Noch im selben Jahr ernannte man ihn zum Warden of New College Settlement. 1947 nahm er die britische Staatsbürgerschaft an.

Von 1952 bis 1956 lebte Citron in Kanada und den USA: Von 1952 bis 1953 war er Seelsorger in der United Church of Canada, in Honeywood, Ontario, und anschließend von 1953 bis 1955 Gastprofessor für Biblische Theologie am Austin Presbyterian Theological Seminary in Texas.

Lehrtätigkeit und Schriften zeigten in der Tat den »deziert christlichen Charakter« (W.-F. Schäufele), doch gerade die Auseinandersetzung mit den Themen Konversion – auch als zentrale Kategorie eines jeden Christenlebens –, Individuum und Masse, Nationalsozialismus und persönliche Entscheidung gab der Theologie von Citron ein individuelles, existentielles Gesicht.

Sein Sohn Alistair schrieb: »Als Pfarrer der Pathhead Church war er ein beliebter und geachteter Pastor. Er war in vielerlei Weise sehr fortschrittlich und förderte freundschaftliche Beziehungen mit anderen Denominationen. 2001 wurde in Kirkcaldy eine Straße nach ihm benannt: sie heißt »Citron Glebe.«

Markus Vinzent / Hartmut Ludwig